

der fahrende skolast

SÜDTIROLER HOCHSCHÜLERZEITUNG

5. Jahrgang, Nummer 5

Bozen, November 1960

Jahresabonnement 500 Lire



H
O
F
F
N
U
N
G
E
N

Foto: Christa Petri

BÜCHER

Benn - Phänotyp dieser Stunde

Bemerkungen zu einer Studie

Im Hinblick darauf, daß es sich bei nachstehendem Artikel nicht um eine übliche Buchbesprechung handelt, sondern darin am Beispiel Benn versucht wird, die Bewußtseinslage der heutigen Zeit sichtbar zu machen, geben wir ihm so weiten Raum. Die Red.

Es ist verständlich, daß ein Buch über Gottfried Benn zugleich eine Abhandlung über unsere Zeit und Weltstunde enthalten mußte. Das trifft für die vorliegende Studie fast Seite für Seite zu. Auf weiten Strecken glaubt der Leser eine gedrängte Summe der neuesten Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaften, eine Charakteristik des modernen Menschen, der modernen Geistes- und Bewußtseinslage vor sich zu haben. Jederzeit hat der Autor der weit ausholenden Darstellung Zitate aus der umfangreichen zeitkritischen Literatur verfügbar. Die Herkunft vieler Grundansichten und Motive, die in Benns Lyrik und Prosa immer wieder durchscheinen und anklingen, wird durch Hinweise auf Autoren und Werke, die der Dichter dankbar und gläubig gelesen hat, vielfach mit überzeugender Genauigkeit aufgezeigt. Aufschlußreich ist in diesem Sinne etwa der Abschnitt „Provokiertes Leben“. Die für Benn so charakteristische Hinwendung zur Frühzeit des Menschengeschlechts wird hier im Zu-

DIETER WELLERSHOFF: „Gottfried Benn, Phänotyp dieser Stunde“. Eine Studie über den Problemgehalt seines Werkes. Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin.

sammenhang und in direkter Abhängigkeit von der freilich nicht zufälligen Auseinandersetzung mit den Gedankengängen des Paläontologen Edgar Dacqué gesehen. Eine sich ins Ungeheure erstreckende Vergangenheit des Menschen wird angenommen, die Mythen sind im Sinne dieser Deutung keine leeren Phantasmagorien, sondern der Niederschlag wirklicher Erfahrungen des frühen Menschen. Bedeutsam wurde auf dieser Ebene die Tiefenpsychologie Carl Gustav Jungs. Wiederum kann Wellershoff genaue Belege anführen. Die ungeschore Urvergangenheit ist nach dieser Lehre nicht vollends vergangen. Man trägt das archaische Pandämonium, wie es im Texte heißt, immer noch mit sich herum. Urtümliche Bilder und Phantasien können immer wieder aus dem archaischen Seelengrund aufsteigen. Im Sinne dieser Auffassung C. G. Jungs sind manche Gedichte und wohl selbst der Titel des Lyrik-Bandes „Trunkene Flut“ zu verstehen. Auch der bekannte Essay „Der Aufbau der Persönlichkeit“, der den

Versuch darstellt, den Grundriß einer „Geologie des Ich“ zu entwerfen, bleibt ganz im Banne dieser neuen Erkenntnisse. Zugleich konnte der Dichter auf diese Weise eine eigene, betonte Disposition, die nämlich, sich immer wieder in Trance versetzt zu sehen, wissenschaftlich deuten und erklären. So berichtet er selbst im „Lebensweg eines Intellektualisten“ (1934) über seine schöpferischen Augenblicke: „Eine Art innerer Konzentration setzte sich in Gang, ein Anregen geheimer Sphären, und das Individuelle versank, und eine Urschicht stieg herauf, berauscht, an Bildern reich und panisch.“

Den immer mächtigen Einfluß Nietzsches und seiner Lebensphilosophie zeigt ausführlich das Kapitel „Untergangsbewußtsein“ auf. Ueberhaupt sind für Benns Dichten und Denken vielfach biologische Hypothesen entscheidend gewesen, so vor allem die Theorie der progressiven Zerebration oder fortschreitenden Verhirnung des Menschen, die der nüchtern-wissenschaftlich ausgerichtete Dichter-Arzt vom Wiener Hirnforscher von Economo übernommen hat. Dieser Vorgang, so glaubt Benn, hätte im 19. Jahrhundert zur raschen Entwicklung der exakten Naturwissenschaften und somit zum verhängnisvollen Fortschritt unserer modernen Zivilisation geführt. Diese Ansicht wird von Wellershoff mit Bergsons Philosophie verglichen, die ebenfalls das unbewußte strömende Leben gegen die starre, lebensfeindliche Verstandeswelt ausspielt. Aufschlußreich sind im Zusammenhang mit der Erörterung von Benns Pessimismus und Untergangsbewußtsein die Hinweise auf Grundgedanken, die Klages und Spengler in ihren Werken aufgreifen und vertreten. Nach Klages stünden wir im „Zeitalter des Untergangs der Seele“, der Geist wird als Widersacher des Lebens entlarvt, die Neuzeit ist nicht mehr „biozentrisch“ (wie noch das Altertum oder das Mittelalter), sondern „logozentrisch“. Seit Descartes wurde die Seele aus dem Menschen ausgetrieben und die Welt immer stärker zu einer Maschine entwertet. Was Spengler betrifft, so deckt sich Benns Ueberzeugung, daß wir in einem Endstadium der Geschichte leben, genau mit der im „Untergang des Abendlandes“ dargestellten Auffassung. Unsere Kultur wäre demnach im 19. Jahrhundert in ihre Endphase eingetreten, in die Phase der Zivilisation; Zivilisation aber bedeutet Verödung der Seele, Erstarrung des Lebens, Rationalismus. So konnte der Dichter in seiner „Akademierede“ (1932) — genau im Spenglerschen Sinne — von der „zivilisatorischen Endepoche der Menschheit“ sprechen. Damit hatte nun freilich die Welt ihren Sinn verloren, sie war nach der tiefgreifenden Glaubenskrise (man hört bei Benn immer wieder den schrecklichen Nachhall von Nietzsches Satz „Gott ist tot!“) nur mehr

eine bunte Sammlung von Absurditäten, die zu nichts verpflichten konnte. Die „Nacht des Relativismus“ war herein gebrochen, die Zeit der „unumstößlichen Wahrheiten“ schien für immer vorbei. Aus dieser Grundstimmung heraus hat Benn fast durchwegs geschrieben, sie erklärt den zynisch-parodistischen Zug des Werkes, in dem sich die Welt als ein sinnloser Jahrmarkt spiegelt. Nicht selten freilich schlägt diese Stimmung um in die für Benn so typische Melancholie („Keiner weine“, „ach, nur Vergehendes ist schön“), die hoffnungslos bleibt und düsterer und absoluter ist als etwa die romantisch-biedermeierliche eines Schubert oder Eichendorff. In diesen Menschen war noch die helle, quellreine Freude lebendig, weil sich die Seele im Absoluten, in Gott gläubig geborgen wußte. Für Benn gilt hier wiederum in schicksalhafter Weise Nietzsches selbsterlebte Erfahrung „Weh dem, der keine Heimat hat.“ Der bekannte Schweizer Literaturkritiker Walter Muschg hat in einem Aufsatz über Benn („Der Ptolomäer“, in „Die Zerstörung der deutschen Literatur“, Francke-Verlag, Bern) in kaum zu überbietender Schärfe Mängel, Widersprüche und Irrtümer aufgezeigt, die dem immer wandlungsfähigen Menschen und Denker unterlaufen sind. Muschg scheut nicht davor zurück, Formulierungen zu prägen, die, was die negative Beurteilung der Aussage des Werkes (vor allem der Essays) und selbst den sittlich-geistigen Ernst der Person des Dichters betrifft, kaum schonungsloser sein könnten. Der dezidierte Ethiker unter den heutigen namhaften Literaturhistorikern wagt und gebraucht hier Ausdrücke wie „falscher Prophet“, „Scharlatan“, „Musterfall eines manisch-depressiven Narkotikers“ usw., spricht von Benns „proteischer Denkweise“, die er als charakterlos bezeichnet, sieht in seinem Werke „die bösen Geister des Aesthetizismus zum Keraus versammelt“ usw. — Auch Wellershoff verweist an manchen Stellen seines Buches auf das widerspruchsvolle Wesen des Dichters, allerdings in einer maßvolleren Art als Muschg. Die delikate Frage nach dem Verhältnis Benns zum Nationalsozialismus wird im Abschnitt „Kunst und Macht“ ausführlich erörtert. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang die Kontroverse mit Klaus Mann, die Wellershoff in seiner Studie in all ihren Phasen genau aufzeigt. Auch wird nicht verschwiegen, „daß Benns lebensphilosophischer Irrationalismus eine der ideologischen Vorformen des Nationalsozialismus“ war, so daß der Dichter, als er sich 1933 ihm näherte, sein Denken kaum ändern mußte. Die Lektüre gerade dieses Abschnittes kann jedem empfohlen werden, der sich mit diesem Thema genauer befassen will.

Ebenso offen, sachlich und gewissenhaft verweist der Autor des Buches auch auf andere Mängel, gedankliche Ungenauigkeiten oder weltanschauliche Vorurteile, auf die man bei diesem Dichter immer wieder stößt. So heißt es etwa auf Seite 92 wörtlich: „Er zitiert, was paßt, macht passend, was oberflächlich zu passen scheint. Schon die merkwürdige Tatsache, daß er, der das materialistische Denken erbittert bekämpft, nicht die geringsten Bedenken hat, plump materialistisch zwischen Gehirnentwicklung und Kultur-

Fortsetzung auf Seite 12

WERT DER MUTTERSPRACHE

Geist und Gesellschaft — im Zeitalter der Massen. Der Kreis, den dieses Generalthema umspannt, ist gewaltig. Hier geht es nicht mehr um Fragen wie „Wissenschaft und Wert“ oder „Humanismus im 20. Jahrhundert“, die akademischen Breiten (allerdings im weitesten Sinne) erwachsen sind, sondern die Diskussionsbasis wird unendlich ins Reelle hinein erweitert.

Jeder einzelne wird zu einer aktuellen Gewissenserforschung aufgerufen, zu Klärung und Stellungnahme des individuellen Verhältnisses zum Nebenmenschen und zu den Gemeinschaften, in denen er sich, zum geistigen Leben erwachsend, vorfindet.

Verlockend und gefährlich zugleich wirkt dieser weitgespannte Rahmen: verlockend als einmalige Möglichkeit, einen Blick in das gesellschaftliche Bindungsgefüge zu tun, das uns mehr und mehr zum undurchschaubaren Flechtwerk wird, andererseits muß diese Vielschichtigkeit der Analyse die Gefahr in sich tragen, über den einzelnen Mosaikplättchen die Gesamtkomposition des Gemäldes zu übersehen, zumal die gedrängte Zeit von zwei Wochen nur ein Spüren und Ahnen, keineswegs aber ein Ausschöpfen gestattet.

Eine schönere und schwierigere Aufgabe als je erwartete heuer die Teilnehmer, denn Auseinandersetzung mit dem Jetzt erfordert kräftiges Zupacken! Bedeutungsvoll ließ die Eröffnungsrede von Landeshauptmann Dr. Josef Klaus, Salzburg, dies erkennen, indem er nicht abstrakt Geist und Gesellschaft gegeneinanderstellte, sondern ihr lebendiges Wechselwirken in der Tradition und im Heute am konkreten Beispiel seiner Landeshauptstadt, ihren Verkehrs- und verwaltungstechnischen Problemen sichtbar machte. Zum ersten Male blitzte die Gegenwartsnähe und Raumweite des Diskussionsrahmens auf, der durch die vier Vorlesungszyklen gleichsam als großes Quadrat umrissen wurde, an dessen Peripherie die Abendvorträge die Diagonalen legten.

Univ.-Ass. Dr. Gerhard Kaiser, Mainz, versuchte in seiner Vorlesungsreihe „Der Dichter und die Gesellschaft“, weit über den Rahmen einer Fachvorlesung hinausgehend, das Bild einer Literatursoziologie zu entwerfen. Vom Blickwinkel des Dichters fächerte er die gesellschaftliche Schichtung der Jahrhunderte und ihren Niederschlag in der dichterischen Aussage auf, die von der Antike über mittelalterliche und barocke Standeskultur in das moderne Massenzeitalter führt.

War die Schau dieser Vortragsreihe vertikal analytisch von der Vergangenheit aus projiziert, so durchschnitt Univ.-Prof. Dr. Johann Schasching, Innsbruck, in seiner Reihe „Die sozialen Systeme in Ost und West“ die Gegenwart horizontal. In eingehender Analyse des Marxismus und der drei großen westlichen Sozialsysteme (Sozialismus, Neoliberalismus und christliche Soziallehre) wurde mit anatomischer Schärfe und Unbestechlichkeit der komplizierte Nenner der weltweit wirkenden ökonomischen und geistigen Gesellschaftsstrukturen in seine Faktoren

Fortsetzung auf Seite 6

Am 4. September dieses Jahres hielt Univ.-Prof. Dr. Franz Gschneider, Staatssekretär im österreichischen Auswärtigen Amt, im Rahmen des „Europäischen Forum Alpbach“ einen Vortrag, aus dem wir mit freundlicher Genehmigung des Autors einen Auszug hier abdrucken. Es handelt sich um Ausführungen, die einen Anstoß zu einer selbständigen Auseinandersetzung mit den zahlreichen, hier aufgeworfenen Problemen geben können. Verbindlich bleibt an einer Anschauung jeweils ihr Ethos; ihr Inhalt muß von jedem selbst erarbeitet werden.

Die Red.

Der technisch-materielle Sinn unseres Zeitalters ist nur allzu geneigt, die Bedeutung der Sprache gering oder falsch einzuschätzen.

Sprache ist viel mehr als bloß rationales Werkzeug der Verständigung. Das Leben, Denken und Fühlen der Menschen und Völker bildet und formt die Sprache und die Sprache bildet und formt ihrerseits das Leben, Denken und Fühlen der Menschen und Völker. Es ist eine Wechselwirkung. Dichtungen sind zuletzt unübersetzbar. Warum? Weil die Dichtung eines Volkes sein eigenster Besitz ist. So betrachten wir Goethe und Schiller wie Stifter und Grillparzer wie Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer als unser und mit Recht als unser!

Gehören die Großen der deutschen Dichtung auch der Weltliteratur an, uns gehören sie in erster Linie. Uns, d. h. den Menschen deutscher Muttersprache ohne Unterschied der staatlichen Zugehörigkeit. Sie stehen uns näher als den Menschen anderer Sprachen und uns stehen sie näher als die Dichter anderer Sprachen. Näher der Sprache nach, näher dem Denken und Fühlen nach, das sich nicht nur in der Sprache ausdrückt, sondern das die Sprache auch formt, wie es wieder von ihr geformt wird.

Zur Bestätigung darf ich ein Zitat von Wolfgang Brezinka anführen:

„Jede Sprache gliedert die Welt auf andere Weise; jede enthält Denkformen, Wertungen und Auffassungsweisen, jede weckt Gefühle, die nur dem Volk eigen sind, von dem sie gesprochen wird. Die Sprache gibt nicht einfach bloß Gedanken wieder, die unabhängig von ihr in einer allen Menschen gemeinsamen Weise gedacht werden, sondern sie bestimmt durch ihre Formen, wie wir die Welt sehen und interpretieren. Sprache und Kultur sind voneinander untrennbar: sie formen den Menschen bis ins Innerste; durch sie wird in den Kindern das geistige Leben geweckt, sie werden von ihnen aufgenommen und gehen als tragendes Fundament in die Persönlichkeit ein. Verfall der Sprache bringt immer auch den Verfall der Kultur mit sich.“

Die Erkenntnis von der hohen Bedeutung der Sprache ergibt eine Forderung an uns selbst. Die Forderung, unsere Muttersprache zu pflegen. Die Sprache ist kein Museumsstück; sie entwickelt sich, sie lebt. Sie kann an Reichtum, an Breite und Tiefe gewinnen und wie sehr haben sie unsere Klassiker seit Lessing bereichert! Sie

kann verflachen und verkümmern und eine solche Verflachung und Verkümmern ist zu beklagen. Auf Einzelheiten will ich mich nicht einlassen; es sinkt das Sprachniveau sowohl in der Wortwahl wie in der grammatischen Fügung. Unfug und Mißbrauch reißen ein — von den zunehmenden Fehlern der Rechtschreibung nicht zu reden. Wie wir später noch sehen werden, wird eine Sprache durch bloßes Erlernen nicht zur Muttersprache. Wohl aber will auch die Muttersprache „gelernt“ sein, d. h. vervollkommen werden.

Zwei Punkte der Sprachpflege sind hier näher zu behandeln: die Pflege der Mundart und die Erhaltung der Sprachreinheit.

Ueber die Zeiten der Geringschätzung der Mundart sind wir Gottseidank hinaus. Vor ihrer Ueberschätzung müssen wir uns ebenso in acht nehmen. Geht der Schriftsprache, was der Schriftsprache ist, aber auch der Mundart, was der Mundart ist. Die Mundart lebt vom gesprochenen Wort und der mündlichen Ueberlieferung. Es würde ihr nicht gut bekommen, sie als Schriftsprache zu verwenden und hieße andererseits den Schutz des großen gemeinsamen Daches verlieren, das die Schriftsprache bildet. Die Gefahr der Verkümmern würde groß, wohl unvermeidlich. Erhalten wir das Gemeinsame, pflegen wir auch das Besondere!

Daher kann ich mich zu den Bestrebungen, die man mit dem Stichwort „Oesterreichisches Wörterbuch“ bezeichnete und die darauf hinausliefen, eine eigene österreichische Schriftsprache auszubilden, nicht bekennen. Daß man in Oesterreich und im süddeutschen Raum Spengler sagt und in Norddeutschland Klempner, hier Kaminker und dort Schornsteinfeger und ähnliches rechtfertigt angesichts des weit überwiegenden gemeinsamen Wort- und Sprachschatzes keine grundsätzliche Scheidung. Auf das besondere Problem des Schwyzer Düttsch einzugehen, ist meine Sache nicht. Ich darf mir nur einen Hinweis erlauben: die französische und die italienische Schweiz pflegen, unbeschadet ihres Schweizertums, sorgfältig die gemeinsame französische und italienische Schriftsprache.

Pflegen wir die Reinheit der Sprache! Hüten wir uns vor sprachlicher Mischung! Es mag harmlos, ja vielleicht sogar als pikante Bereicherung erscheinen, wenn der Deutschschwyzer „merci“ sagt und der Südtiroler „Corriera“ für den Kursautobus. Manchmal bietet wohl die eine Sprache einen praktischen und eingängigen Ausdruck, der der anderen fehlt und umgekehrt. Aber die alte Neigung des Deutschen, sich mit fremden Sprachbrocken zu zieren und nobel zu tun, ist gefährlich. Dringt die andere Sprache zuerst nur in Worten und Wendungen ein, so folgen grammatische Fügungen nach und bald ist das Kauderwelsch fertig.

Und das ist bei Gott keine Bereicherung, denn es wird dabei zu Verschiedenartiges verbunden, als daß nicht die

Fortsetzung auf Seite 8

T A G U N G E N

Am Beispiel Alpbach

Man wird in Europa (und nicht nur in Europa) noch mehr solcher Plätze, Orte, Treffpunkte, Symposien bedürfen, um das Zusammenspiel und die Toleranz zu lernen, die nötig sind für die Schaffung der großen Gemeinschaften von morgen. Alpbach ist darin wegweisend geworden. Schon im Sommer 1945, als noch die letzten Kriegswirren nachwirkten, alle Ordnungen sich aufgelöst hatten und eine neue Ordnung noch nicht gefunden war, wurden im Tiroler Gebirgsdorf die ersten Hochschulwochen abgehalten: „Wissenschaft und Gegenwart“. Dieses Thema hält Programm und Polarität der Alpbacher Veranstaltungen überhaupt fest. Nach dem, was in den letzten Jahrzehnten über Europa und die Welt hereingebrochen war, war es unmöglich geworden, sich von einer Auseinandersetzung mit den bestimmenden Mächten der Zeit, mit der Gegenwart zu absentieren, sich auf eine Ohne-mich-Position zurückzuziehen. Das Geflecht von Wissenschaft und Politik war nunmehr so ineinander verschlungen, daß vom einen zum anderen Gebiet unversehens Funken springen konnten, die eine ganze Welt in Brand stecken konnten. Die jüngste Vergangenheit hatte es vor Augen geführt und die Gegenwart zeichnet die Möglichkeiten leichtsinnig an die Wand. Aus dieser Situation des gebrannten Kindes mußte eine neue Wachsamkeit erstehen, die selbst die Betrachtung der Vergangenheit mit einbezog, denn wir sind niemals ganz sicher vor ihr, jederzeit kann sie gegen uns aufstehen und Kräfte mobilisieren. Was not tat, war dies: Heilsicht und Nüchternheit des Erkennens, Strenge der Wissenschaftlichkeit, Gründlichkeit der Bildung, immer aber getragen von der Leidenschaftlichkeit der Anteilnahme, gefiltert durch die Erfahrungen unserer Zeit; eine Rationalität gepaart mit Engagement.

Das war der Ausgangspunkt für Alpbach und blieb bis heute bestimmend. Dazu tritt noch das Phänomen des Gesprächs, den nes lag auf der Hand, daß sich eine solch dynamische Strukturierung der Alpbacher Veranstaltung nur im Dialog, in der Auseinandersetzung verwirklichen konnte. Hier tun sich alle Chancen und alle Gefahren eines wissenschaftlichen Gesprächs unserer Tage auf. In ihm ist der Ort gegeben, wo hohe Intelligenz den Anstrich von Eitelkeit und Eigenbrötlei verliert und dafür zum Sprungbrett wird für ein Gespräch der Geister, in dem die Differenzen und Divergenzen im Ahnen einer höheren, nicht besitzbaren Einheit vergessen werden. In jedem Augenblick aber kann das Ziel des Dialogs dennoch und trotz allem verfehlt werden. Es wird hier an die Doppelbödigkeit der heutigen Wissenschaft und des Wissenschaftsbetriebs gerührt: im gleichen Maße, in dem die Intentionalität der Bemühungen auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und auch der Kunst eine ähnliche und zur Parallelität geworden ist, wächst auch — auf Grund der Spezialisierung und Isolierung der einzelnen Wissenschaftszweige — die Gefahr des Mißverständ-

nisses und des Aneinander-Vorbeiredens. Das Konkurrenzverhältnis der verschiedenen Wissenschaftsgebiete droht zu einem reinen Vabanquespiel zu werden, in dem es oft nur noch durch Zufall oder auf gut Glück zu einem Einverständnis kommt. Wie bei jedem Spiel lauert im Hintergrund die Möglichkeit der Niete, des Verlustes.

Alpbach ist ein Beispiel für dieses diffizile Spiel zwischen Dialog und Streit. Verbissen und radikal auf der einen Seite, nüchtern und sachlich auf der anderen Seite, so wird von intellektuellen aus ganz Europa und von Uebersee Grund- und Grenzproblemen unserer Zeit nachgespürt. Verfolgt wird dabei noch ein anderes Ziel: es geht nicht nur um den Kontakt zwischen Fachgebieten, sondern auch um den nicht minder wichtigen zwischen Na-

tionen, Ländern, Kontinenten. Die ganz schlechte menschliche Einvernehmlichkeit muß erst wieder erlernt werden, es gilt, den historisch-politischen Kram, der sich an den Nahtstellen zwischen den Nationen angehäuft hat, wegzuräumen und sich einzulassen in die Unbefangenheit einer Verständigung.

Alpbach wird die Welt nicht verändern, wird gewisse „Untergänge“ nicht aufhalten, steht immer auch am Rande von Snobismus, intellektueller Tändelei, leichtfertigem Avantgardismus. Was tut's. In dem an Unterschieden, Kontrasten und Nuancen so reichen Europa ist ein Zusammenfinden von Menschen verschiedenster Denkart und Herkunft noch immer äußerst schwierig und vielleicht soll es auch gar nicht übereilt und forciert werden, um es nicht zu gefährden. Da ist wohl die spielerische, elegante und zugleich seriöse Art des Alpbacher College österreichischer Prägung, dieses Meetings der geistigen Elite Europas die zeitgemäße Form: ein Exercitium für das staatliche Zusammenleben von morgen. K. N.

Bonner Ferienkurs 1960

Auch in diesem Jahr wurde es einigen Südtiroler Hochschülern ermöglicht, am Bonner internationalen Ferienkurs teilzunehmen. Dieser Kurs bezweckt, Ausländern in relativ kurzer Zeit ein möglichst getreues Bild der politischen und wirtschaftlichen Lage des heutigen Deutschland zu geben und sie mit den Hauptproblemen der Bundesrepublik vertraut zu machen. Hervorragende Kräfte aus Politik und Wirtschaft wurden dazu herangezogen, und man scheute keine Mühen, nur um den Teilnehmer aus den ersten Quellen schöpfen zu lassen.

Man könnte versucht sein zu glauben, all dies sei nur als billiges Propagandamittel inszeniert, oder, wenn auch nicht als solches gedacht, so doch in diesem Sinn ausgenutzt. Um dem vorzubeugen und dem Hörer nicht einfach die Meinung des Vortragenden aufzuzwingen, wurde jeweils an das Referat eine Diskussion angeknüpft, sozusagen als Prellstein der Meinungen. Der Redner sollte ruhig zur Rechenschaft gezogen werden und seine Thesen stichhaltig verteidigen oder eines Besseren belehrt werden.

Es kamen auch nicht nur Politiker einer Partei, sondern Vertreter aller Regierungsparteien zu Wort. Wenn man auch offensichtlich die Einigkeit und dieselbe Linie der einzelnen Parteien in Dingen, die große deutsche Fragen betreffen, immer wieder betonte und im Grunde die von der jetzigen Regierung getroffenen Maßnahmen gutieß — wie sollte man denn auch vor Ausländern anders sprechen —, so konnten dem aufmerksamen Hörer doch gewisse, wenn auch nicht klar ausgesprochene Gegensätze und Meinungsverschiedenheiten nicht entgehen.

Es würde zu weit führen, im einzelnen auf die Vorträge einzugehen. Hauptthemen waren die Wiedervereinigung, die Aufrüstung, das Wirtschaftswunder, die politisch-soziale Struktur der Bundesrepublik. Zu diesen Problemen nahmen verschiedene Persönlichkeiten Stellung, so der Verteidigungs-

minister Strauß, Minister Lemmer, Dr. Mommer, Dr. Jäger, Dr. Claussen, Dr. Mende und andere.

Die Vortragsreihen waren durch verschiedene gesellschaftliche Veranstaltungen aufgelockert: Theateraufführungen, Konzerte, Tanzveranstaltungen und Ausflüge in die Umgebung Bonns und ins Rheinland. So wurde also auch für Abwechslung und Erholung gesorgt.

Beim Abschiedsabend im Presseklub wurde jedenfalls allen das Lebewohl sagen nicht gerade leicht. Alle fühlten sich wie in einer großen Familie. Der Zweck des Kurses war erreicht. Dadurch, daß man Menschen aus verschiedenen Nationen einlud, gemeinsame Interessen weckte, Probleme aufwarf und nach deren Lösung drängte, schuf man von selbst eine heimische Atmosphäre. Man lernte Schicksale eines anderen Volkes mit dessen Augen sehen und achten und war gezwungen, sich mit dieser Tatsache auseinanderzusetzen. So wird man aus seiner Enge herausgerissen; alles weitet sich. Da sieht man, daß es nicht nur einen Kirchturm gibt, den vom eigenen Dorf.

Völkerverständigung: Dazu will dieser Kurs erziehen. Hinausziehen sollen wir und alles mitnehmen, was wir erhorcht und mitbekommen haben und nicht mit unserem, wenn auch noch so kleinen neuerworbenen Wissen hinterm Berg halten.

So wurde uns aus dem Herzen gesprochen, als man uns am Ende sagte, wir sollten im Ausland sozusagen „als kleine Botschafter des guten Willens“ fungieren. Nur so kann es einmal zu einem einigen Europa kommen. Nicht nur politisch und wirtschaftlich wird es dann zusammengehalten sein, sondern auch im völkerverbindenden ideellen Sinne, ohne daß sich jedoch die einzelnen Nationen verschmelzen müssen. Jeder wird dann soviel Verständnis für die Sorgen und Probleme seines Nachbarn aufbringen und dessen Ansichten achten, daß dadurch ein friedliches und fruchtbares Zusammenleben garantiert ist.

Dieter Karner

Initiative in Brixen

Tagung des Südtiroler Wirtschafts- und Sozialinstituts

Das vor einigen Monaten gegründete Südtiroler Wirtschafts- und Sozialinstitut trat mit einer ausgezeichnet organisierten und stark besuchten Tagung in Brixen erstmals an die Öffentlichkeit. Die Tagung, die vom 29. September bis 2. Oktober im Brixner Priesterseminar abgehalten wurde, vermittelte den Teilnehmern einen übersichtlichen Einblick in die derzeitige wirtschaftliche und soziale Situation in Südtirol und zeigte an Hand von stark beachteten Referaten Möglichkeiten und Ausichten für die Zukunft auf.

Der Vorsitzende des Instituts, Josef Zipperle, erläuterte anlässlich der Eröffnung der Tagung, in Anwesenheit zahlreicher Vertreter der geistlichen und weltlichen Behörden, der politischen Vertreter und jener der wirtschaftlichen Organisationen, die Aufgaben und Ziele, die sich das Südtiroler Wirtschafts- und Sozialinstitut gesetzt hat. Die Fortschritte der Technik, so führte der Redner aus, haben zu einer gewaltigen Produktionsleistung und Produktionssteigerung geführt, und unser überwiegend bäuerliches und handwerkliches Sozialgefüge laufe Gefahr, von den aus dieser Entwicklung entstehenden neuen Kräften überrollt zu werden. Es käme daher darauf an, im Interesse der Existenz der Südtiroler Volksgemeinschaft aus dieser Entwicklung die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Folgerungen zu ziehen. Auf Grund der aus dieser Lage gewonnenen Erkenntnisse sei es auch zur Gründung des Südtiroler Wirtschafts- und Sozialinstituts gekommen. Das Institut habe sich zum Ziele gesetzt, die Menschen unserer volklichen Gemeinschaft zur selbstverantwortlichen Mitarbeit an der Gestaltung des Geschicks unserer Heimat heranzuziehen. Folgende, in den Institutssatzungen verankerte Grundaufgaben sollen erfüllt werden:

1. Die wirtschaftliche und soziale Meinungsbildung,
2. die wirtschaftliche und soziale Forschung,
3. die wirtschaftliche und soziale Aktion.

Um diese Aufgaben erfüllen zu können, bedürfe es der verantwortungsbewußten Zusammenarbeit mit allen Kräften der Heimat. Die Anwesenheit von Vertretern aus allen Wirtschaftszweigen und sozialen Schichten der Südtiroler Bevölkerung stelle deren Interesse an der Lösung der Probleme und gleichzeitig die offene Ausrichtung des Instituts unter Beweis.

Anlässlich der der Tagungseröffnung vorangegangenen Bischofsmesse hielt S. E. Bischof Dr. Joseph Gargitter eine Ansprache, in der er die Gründung des Südtiroler Wirtschafts- und Sozialinstituts als ein Gebot der Stunde bezeichnete. Se. Exz. wies darauf hin, mit welcher großer Sorge sich die Kirche jederzeit der Entwicklung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens angenommen habe. Die wirtschaftliche und soziale Sicherung ist eine Existenzfrage für das Südtiroler Volk. Wirtschaft ist nach der christlichen Sozial-

lehre Dienst an der Gesellschaft, der nicht nur einer Gruppe oder Klasse, sondern der Allgemeinheit zugutekommen muß. Dabei ist eine gesunde Freiheit, die nicht in Ungebundenheit, Schrankenlosigkeit oder skrupelloses Machtstreben ausarten darf, für die Entwicklung des Wirtschaftslebens unerlässlich. Se. Exz. unterstrich im weiteren Verlauf seiner Ansprache die Bedeutung des Einsatzes des heimischen Kapitals zur Beschaffung von Arbeitsplätzen und sagte, daß es Pflicht und Aufgabe der Unternehmer und Arbeiter sein muß, der Solidarität zum Nutzen des wirtschaftlichen Wohles der eigenen Volksgemeinschaft, wenn nötig auch unter Opfern, die Treue zu halten.

Ueber die „Ethischen Grundlagen und die ökonomischen Prinzipien sowie Methoden der sozialen Marktwirtschaft“ sprach Prof. Dr. Edgar Nawroth, Düsseldorf. Nach christlicher Auffassung bestimmen drei Grundkräfte die Wirtschaftsethik im wesentlichen: Ordnung, Freiheit, Gerechtigkeit für alle.

Der Wirtschaftsablauf bedarf einer echten Ordnung, die nicht ausschließlich dem Preis- und Wettbewerbsmechanismus überlassen bleiben darf, da das marktwirtschaftliche Gesamtinteresse nicht mit dem volkswirtschaftlichen Gesamtinteresse identisch ist. Der Wettbewerb als rein mechanisches Koordinierungsprinzip kann nicht zugleich absolutes Ordnungsprinzip der Wirtschaft insgesamt sein. Zur Funktionsfähigkeit bedarf es neben dieser Rahmenordnung der Gemeinwohlverantwortung des Staates; das Gemeinwohl beinhaltet gleichzeitig das individuelle Eigenwohl und stellt als Sozialwert das Strukturgesetz jeglichen Gemeinschaftslebens dar. Die Begründung des Freiheitsrechtes liegt im natürlichen Recht des einzelnen auf Selbstentfaltung und Selbstentwicklung. Es kann daher in der sozialen Marktwirtschaft keine unbegrenzte Wirtschaftsfreiheit und ebenso keine unbegrenzte Eigentumsfreiheit geben. Von zentraler Bedeutung für die ethische Grundausrichtung ist die Beinhaltung des Wortes „Gerechtigkeit“. Echte wechselseitige Verantwortung und Rücksichtnahme, bestmögliche Befriedigung der berechtigten Ansprüche aller Beteiligten auf Unterhaltsfürsorge und Existenzsicherung und nicht zuletzt gerechte Beteiligung aller am gemeinsam erwirtschafteten Ertrag; das sind typisch soziale Grundvoraussetzungen. Wirtschaftspolitik und Sozialpolitik sind einander zugeordnet, wenn die Wirtschaft ihren Sinn erfüllen soll.

Das Thema „Der Unternehmer in der sozialen Marktwirtschaft“ behandelte Univ.-Prof. Dr. Wilfried Schreiber, Köln, wobei er hervorhob, daß der Betrieb neben der Familie das zweitwichtigste Sozialgebilde darstelle und deshalb ganz besonders einer gerechten und sinnvollen Ordnung bedürfe. Immer mehr könne man beobachten, daß der Arbeitsplatz vom Arbeitnehmer als eine Stätte der Bewahrung und Selbstentfaltung angesehen wird, was seinem Wunsche nach größerer Verantwortung in diesem Lebensraume entspricht.

Diplom-Volkswirt H. B u d d e sprach für die Arbeitnehmer. Er bezeichnete die wirtschaftliche Leistung des Menschen als Kulturleistung, wodurch die Wirtschaft eine Dienstfunktion an der menschlichen Gesellschaft übernehme. Die Wirtschaftspolitik müsse als Bestandteil der Gesellschaftspolitik betrachtet werden. „Soziale Marktwirtschaft heißt darum gesellschaftsgebundene, sozialbestimmte, gemeinwohlverpflichtete Wirtschaftspolitik“.

Univ.-Prof. Dr. B o s c h, Mainz, referierte über das Thema „Die ökonomischen Prinzipien und Methoden der sozialen Marktwirtschaft“ und brachte als Beispiel die wirtschaftliche Entwicklung der Bundesrepublik nach 1945, die auf Grund einer planvollen Wirtschaftsordnung auf den heutigen Stand gebracht werden konnte. Er schnitt anschließend noch einige akute Einzelfragen an, darunter vor allem Fragen der Industrialisierung und der Landwirtschaft.

Großes Interesse rief der Vortrag von Verbandsdirektor Dr. Wessel, Koblenz, über „Das Genossenschaftswesen

Fortsetzung auf Seite 6

Am Rande

Staat als Maschine

Man hat vergessen oder nicht lernen wollen, daß für eine Nation oder einen Nationenkomplex nichts so gefährlich ist, als den Bogen staatlicher Einmischung und Herrschaftsgewalt zu überspannen. Was auch im letzten Grunde den Untergang des Imperium Romanum und der griechisch-römischen Kultur herbeigeführt haben mag: unzweifelhaft war die unmittelbarste Ursache das Ersticken sozialer Spontaneität unter einem unverhältnismäßig vollkommenen Staat. Der römische Staat vernichtete das Leben jener strahlenden Welt, indem er es bis auf die Wurzel beschnitt. Heute ist man im Begriff, in dieselbe tödliche Behandlungsart nationaler Probleme zu verfallen. Man sucht die Lösung auf dem kürzesten Weg, indem man sie der Bemächtigung durch den Staat ausliefert und zuläßt, daß dieser alle Atemluft absaugt und Individuen und Gruppen niederwalzt. Wenn diese Tendenz nicht bald überwunden wird, so wird der Staat eines Tages merken, daß er nicht aus sich selbst leben kann, daß er nicht selber leben ist, sondern eine Maschine, geschaffen für kollektive Lebensbedürfnisse; daß er folglich der Lebenskräfte bedarf, um bestehen zu bleiben und Geschmeidigkeit und Wirksamkeit zu behalten. Bolschewismus und Faschismus sind zwei Beispiele für diese elementare und anachronistische Lösung — zwei Beispiele für politischen Primitivismus, der in eine Zivilisation einbricht, deren Probleme dem Bereich geschichtlicher Reife und höherer Mathematik angehören.

(José Ortega y Gasset. *Triumph des Augenblicks — Glanz der Dauer. Auswahl aus dem Werk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1960*)

zerlegt. Daß Ost gegen West im Verhältnis eins zu drei, Geschlossenheit gegen Spaltung, steht, kam dabei in erschütternder Deutlichkeit zur Geltung.

Was den Zyklus „Person, Gemeinschaft, Gesellschaft“ betrifft, so halte ich dieses Thema (verzeihe man mir den Subjektivismus) für das wichtigste: es hätte an die erste Stelle gehört, nicht nur wegen der umfassenden Thematik, sondern auch wegen der erschöpfenden Darlegung, die es durch Univ.-Prof. Dr. Theodor Eschenburg, Tübingen, erhielt. Der Vortragende, wiederum von geschichtlichen Ueberlegungen ausgehend, — alles Jetztige ist ja organisch gewachsen —, zeigte an köstlich charakterisierenden Beispielen das Werden und zeitbedingte Zurücktreten oder Ueberhandnehmen der einzelnen Bindungsfäden zwischen diesen drei Komplexen, den Wandel von der familiär-überschaubaren Polis oder Zunftgemeinschaft zur unübersehbar gewordenen Massengesellschaft, — eine faszinierende Analyse, die humorvoll bitter manches vage Illusionchen zerstörte und manche übersehene Bindung wieder bewußt machte.

Die vierte Seite schloß das Thema „Kirche und Staat“, das Univ.-Prof. Dr. Ernst Kolb, Innsbruck, in seinem geschichtlichen Werden und Ringen mit bestechender Sachkenntnis sauber und klar, wenn auch vielleicht etwas gegenwartsfern, darlegte.

Aufgabe der Abendvorträge war die Beleuchtung einzelner Perspektiven: Univ.-Prof. Dr. Hugo Hantsch, Wien, wies vom modernen Standpunkt der Geschichtsschreibung aus, der dem Einzelnen und seinem freien Willen sein Wirkungsfeld zuerkennt, die Soziologie als alleinige geschichtsbildende Macht in ihre Schranken.

Univ.-Prof. Dr. Rich. Wolfram, Wien, zeigte von der Volkskunde her, daß Sitte und Brauch, als „etwas, das von mehreren für gesetzt und gültig erklärt und beobachtet wird“, in stände sind, eine Gemeinschaft zusammenzuschließen, sei es als Berufs-, Arbeits-, Dorf- oder Volksgemeinschaft. Zahlreiche Beispiele aus Südtirol zeigten den Redner als großen Freund und Kenner unserer Heimat.

Daß das Theater gemäß seiner Herkunft aus dem Kult in der Gesellschaft wurzelt, ist eine Binsenwahrheit, wohl aber ist in der heutigen undurchschaubaren Gesellschaft seine Notwendigkeit fraglich geworden: Theater heute? Mit lebenswürdigem und durch handfeste Beweise fundiertem Optimismus strich Univ.-Prof. Dr. Heinz Kindermann, Wien, dieses Fragezeichen weg und wandelte es zu einem klaren Ja, — ein Bekenntnis, das der Planung der Hochschulwochen konform geht.

Nicht nur das Theater als kulturelle Institution ist in der heutigen Vermassungsepoche gefährdet, sondern selbst die Kernzellen jeder Gesellschaft, Dorf und Familie, sind angegriffen. Chefredakteur Dr. Otto B. Rögele, Köln, zeigte diese Bedrohung in Ost und West durch Systeme und Systemlosigkeit in klarer Weise.

Der erste Vortrag der zweiten Woche, „Aufgabe und Verantwortung der Presse

in der modernen Gesellschaft“, brachte nichts wesentlich Neues. Doch bestand gerade darin der Gewinn des Abends, daß der Referent (Dr. Eduard Stäuble, St. Gallen-Baden) die altbekannten Tatsachen, die leider in der Praxis nur zu oft vernachlässigt werden, in geistreich-pointierter Form zu Neuheiten prägte.

Umgekehrt der nächste Abend: Gegenüber der oft zu hörenden Behauptung, die Kirche habe den Anschluß an die modernen Sozialbestrebungen versäumt, wies Univ.-Prof. Dr. Anton Tautscher, Graz, an Hand der berühmten Enzykliken Leos XIII. und Pius' XI. klipp und klar nach, daß die neue Weisheit der Sozialwissenschaftler eine alte Fundamentallehre der Kirche war.

Ganz in die Praxis führte der letzte Vortrag: An Hand zahlloser Beispiele aus der Baugeschichte Wiens erklärte Akad. Prof. Dr. Roland Rainer, Wien, die Wechselbeziehung zwischen ökonomischen Gegebenheiten und methodischer Städteplanung. Und so schloß sich der Bogen, — vom Beispiel Salzburg zum Beispiel Wien, eine Aktualitätskette.

Dazwischen zwei kulturelle Höhepunkte: Theater und Musik aus Wien.

Der traditionelle Burgtheaterabend mit Hofmannsthals „Unbestechlichem“ zeigte das Haus endlich wieder in seinem vollen Glanze. Ein überragender Schauspieler und ein abgerundetes Ensemble steigerten einander: in der gelöst spielerischen Atmosphäre unvergänglich altösterreichischen Humors wurde ein Stück Vergangenheit entzaubert, zu unser aller hellen Freude — und Wehmut.

Und endlich das geglückte Wagnis: der Hugo-Wolf-Liederabend, der große Erfolg Anton Dermotas, seine bis ins Feinste kultivierte Stimme trug die ganze Skala der Empfindungen und schuf ein Fest, mit rauschendem Beifall und Blumen. Der Dank dafür wird den Veranstaltern gewiß sein.

Das geistig und kulturell Gebotene war hochwertig. Aber wurde an der vollen Tafel auch genossen?

Eine Antwort darauf muß sich der Einzelne selbst geben, nur Mutmaßung und Anregung können im Plural gegeben werden.

Der immer weiter gespannte Bogen der Fragenkomplexe verlangt eine intensivere Betätigung und ein aufmerksameres Mitgehen eines jeden einzelnen, den aufrichtigen Willen, auf sich einwirken zu lassen und diese Prägung weiterzutragen. Nur so kann es gelingen, sich nicht mehr als Sandkorn in der Windboe blind und ziellos hin- und hertreiben zu lassen, ohne zu wissen wohin und wozu. Wir wissen um die steigende Unüberschaubarkeit der verschiedenen Bindungen nach oben und unten, darum heißt es: nicht das Schifflein treiben lassen, sondern in den Auslug gehen; hören, aufnehmen und weitervermitteln!

Vielleicht ließ die gefährliche Weite des Themas manchen dahintreiben. Oder sind denn, nach dem Motto: „Ein jeder sucht sich selbst was aus“, ge-

wisse Vorträge nur für Historiker da und soll ein Naturwissenschaftler fern bleiben, weil das Programm keine „Fachvorträge“ enthält?

Ein solcher Partikularismus, der nur das eigene Gärtlein pflegt, während ringsum das Oedland sich breit macht, wirkt sich für solch eine Veranstaltung erstickend aus, zumal wenn er sich auch im gesellschaftlichen Kontakt breit macht, so daß der Untertitel „zur Pflege europäischen Denkens“, der die Hochschulwochen charakterisiert, illusorisch erscheint. Endlich sind die beiden Wochen nicht nur (wegen der Gratisverpflegung) ein Privileg für die Südtiroler Hochschüler „von auswärts“, so daß den Meranern als Gastgebern nur mehr beide Gesellschaftsabende zur Repräsentation verbleiben. Allseitige Kontaktaufnahme und geistige Realisierung dieser unserer größten und vornehmsten Hochschultagung, dafür wäre noch in Diskussion und Tat ein weites Feld offen.

Josef Feichtinger

Initiative in Brixen

Fortsetzung von Seite 5

in der sozialen Marktwirtschaft“ hervor. Das Genossenschaftswesen stellt einen wichtigen Gestaltungsfaktor unseres modernen Wirtschafts- und Gesellschaftslebens dar. Ausführlich behandelte der Vortragende die Bedeutung der Genossenschaft als solidarische Selbsthilfe und schilderte den Wachstumsprozeß des modernen Genossenschaftswesens und das Verhältnis der Genossenschaften zur privatwirtschaftlich organisierten Wirtschaft.

Staatsminister a. D. Prof. Dr. Adolf Süsterhenn sprach über „Die soziale Marktwirtschaft und die politische Ordnung“. Dem System der sozialen Marktwirtschaft entspreche auf dem Gebiete der politisch-rechtlichen Organisation der freiheitliche, demokratische und soziale Rechtsstaat. Das Wesen dieses Staatstyps zeigte Prof. Süsterhenn an Hand des Bonner Grundgesetzes auf. Er unterstrich dann die Bedeutung des Subsidiaritätsprinzips zur Wahrung von Freiheit und Würde des Einzelmenschen und der innerstaatlichen Gemeinschaften. Der Referent bezeichnete es als Aufgabe des Staatsmannes, gesellschaftliche und politische Kräfte zueinander zu führen und befürwortete die Einbeziehung der gesellschaftlichen Kräfte in die politische Willensbildung.

Als Ergänzung zu diesen Vorträgen traten an den Nachmittagen die verschiedenen Arbeitskreise zu gemeinsamen Beratungen und Besprechungen der Lage in den verschiedenen Südtiroler Wirtschaftszweigen zusammen. Industrie, Handel und Handwerk, Fremdenverkehr, die Arbeitnehmer, die Unternehmer und Arbeitgeber, Landwirtschaft, Wein- und Obsthandel, und die Genossenschaften waren vertreten.

Die Ergebnisse dieser Beratungen wurden in Form eines Abschlußberichtes vom geschäftsführenden Vorstandsmittelglied Dr. Otto Patis den Tagungsteilnehmern bekanntgegeben. Daraus gehen deutlich die Sorgen der einzelnen

Presseschau

Jugend in Amerika und anderswo

...Nun, so könnte man sie vielleicht sagen hören: Wir sind die Kinder des zweiten Weltkrieges, des Koreakrieges und des kalten Krieges. Unsere einstigen Feinde sind jetzt unsere Freunde geworden, unsere Freunde von damals unsere Feinde. Wir erinnern uns mit bitterer Wehmut an den Text der Hymne der Vereinten Nationen, die wir in der Schule singen mußten, als der zweite Weltkrieg sein furchtbares Ende erreicht hatte. Eine neue Welt erstand, aber nicht durch Sonne, Mond und Sterne, sondern durch eine Atombombe. Worte wie Frieden, Freiheit und Freundschaft, Demokratie, die uns als Kinder noch so selbstverständliche Begriffe waren — was bedeuten sie heute? Jeder legt sie so aus, wie sie in seine Ideologie passen. Die „klassenlose“ Gesellschaft entwickelte sehr rasch eine neue Klasse, und die „Kapitalisten“ hinwieder wurden „sozial“. Früher schickten wir unser Taschengeld zur CARE-Organisation und unsere alten Kleider nach Europa; wir glaubten, naiv, wie wir waren, die Leute würden dafür noch „Danke schön“ sagen. Wir fuhren in die Alte Welt und kamen von dort vielleicht mit etwas mehr Einsicht und etwas weniger Chauvinismus zurück. Unsere Generation ist durch die vielen Worte und die so ganz anderen Taten desillusioniert worden. Nein, nicht zynisch sind wir, nur vorsichtig! Es wird unter uns auch nicht mehr als verwegen angesehen, ein Marxist zu sein, denn auf der einen Seite haben sich die intellektuellen Operationen, deren sich Marx bediente, um die Gesellschaft zu analysieren, längst in unsere historischen und soziologischen Studien eingeschlichen, natürlich nur soweit sie sich als werwendbar erweisen, auf der anderen Seite aber ist von der rosaroten Idealisierung des Kommunismus nichts mehr übriggeblieben als die ordinäre Wirklichkeit.

Wir jungen Leute, würden sie fortfahren, wir hier in Amerika und vielleicht auch anderswo, sind mit den überkommenen Ideologien nicht mehr glücklich. Wir möchten vorsichtiger mit den Worten sein, die wir wählen, was

Wirtschaftszweige hervor, ebenso die Erkenntnisse zur Bewältigung auf wissenschaftlicher Grundlage der eingehend und tiefeschürfend behandelten Problemkreise. Die Tatsache, daß die Beratungen einen äußerst fruchtbaren Verlauf genommen haben und durch sie die wirtschaftlichen und sozialen Probleme Südtirols in konkreter Weise, klärend und richtungweisend, durchleuchtet wurden, kann als Beweis für den Erfolg dieser mutigen Initiative und für die Bereitschaft der verantwortlichen Männer des Südtiroler Wirtschafts- und Sozialinstituts gewertet werden, aktiven Beitrag am Ausbau des Südtiroler Wirtschafts- und Soziallebens zu leisten.

Klaus Gruber

aber keineswegs heißt, daß wir nicht nachdenken. Es ist uns mehr oder minder klar, daß wir in einem Zeitalter des Ueberganges und der Revolution leben. Die Physiker haben die antiquierten Vorstellungen, die wir von der Materie und von der Bewegung hatten, wie eine Barriere niedergelegt, die Astronomen sagen uns, daß wir in einem sich ständig ausweitenden Universum leben, das selbst wieder nur Teil der Unendlichkeit anderer Universa ist. Die Mathematiker sitzen ruhig in ihren Büros, hantieren an ihren elektronischen Rechenmaschinen und verkünden dann plötzlich ein neues Gesetz der Materie. Diese durch die Wissenschaft und Technik hervorgerufene Revolution muß vom menschlichen Bewußtsein erst aufgearbeitet werden. In diesem Zeitalter der nuklearen Bomben, Mondraketen und Erdsatelliten, der ungeheuren Maschinen und fabrikähnlichen Städte fühlt sich der Mensch inmitten seiner Erfindungen eher wie ein Kümmerwesen. Die rapide Verstädterung zerreißt die alten sozialen Bande, inmitten der Hochhäuser breitet sich die Einsamkeit aus. Die, die nicht mehr in die Kirche gehen, gehen zum Psychiater, die Gesellschaft wird zum Objekt der Soziologen, und die Städteplaner träumen von ungeheuren Metropolen der Zukunft. Die Motorisierung des Lebens nimmt zu, ein immer feineres Straßennetz zerschneidet die Landschaften, führt durch die Berge und unter die Flüsse, reißt alles mit sich auf dem schimmernden Zement und schließt die Städte zu einem hochkomplizierten und auch hochempfindlichen Organismus zusammen. Alles wird Bewegung, ist ununterbrochen in Verwandlung, überschreitet alle bisher gekannten Maße. Die ältere Generation hat immerhin noch etwas, um sich daran zu halten, aber die jüngere, in eine Zeit wirtschaftlicher Depression hineingeboren, auf der Schulbank während des Krieges, geistig gereift im kalten Krieg, mitgerissen von dem Wandel einer technisierten Welt und zugleich heimgesucht von der ständigen Angst der Vernichtung — diese Generation kann sich an keine Zeit mehr erinnern, da es unverbrüchliche Sicherheiten gab.

Die jungen Amerikaner, die morgen zur nationalen Intelligenz ihres Landes gehören werden, sehen sich vor eine ungeheuer große Aufgabe gestellt: sie müssen versuchen, irgendwie eine Verbindung, ein Verstehen zwischen der Welt von gestern und der von morgen zustande zu bringen, das „alte Wahre“ in den neuen Wirklichkeiten zu entdecken und die Masse der mitgeschleppten Tradition kritisch zu prüfen. Das kann nur gelingen mit einem Glauben an die Zukunft, einem Glauben, der stets vom Unterbewußtsein angefochten wird, daß wir nämlich in einer Zivilisation leben, die sich heute in Sekundenschnelle selbst zu zerstören vermag. Durchaus möglich, daß nicht wenige dieser jungen Generation, da sie die kaum lösbare Aufgabe erkennen oder zumindest erahnen, in die Verweige-

lung sozialer Verantwortung und in die heftige Suche nach persönlicher Identität flüchten.

Aber die junge Generation als Ganzes sollte nicht „beat generation“ (die verlorene Generation) genannt werden. Auch wenn die Älteren über unsere Gleichgültigkeit beunruhigt sind, es heißt nicht, daß wir uns aufgegeben haben oder Pessimisten sind. Im Gegenteil, irgendwie sind wir in diese verrückte moderne Welt verliebt, aber wir möchten ihr nicht alles ohne weiteres abnehmen. Diese Welt ist ein verwirrender und gleichzeitig aufregender Tummelplatz. Mit einfachen Lösungen kann man sich nicht abgeben, auch wenn sie auf der Hand zu liegen scheinen. Die jungen Leute von heute müssen ihren eigenen Weg suchen. Bis sie ihn gefunden haben, wäre es vielleicht besser, sie statt „beat“ — „quiet generation“, die abwartende Generation, zu nennen.

(Wort und Wahrheit, Wien)

Sie kamen und sahen

Ein aus einer buddhistischen Familie stammender, aber überzeugter evangelischer Christ gewordener japanischer Student schrieb wenige Monate, nachdem er zum Studium nach Europa gekommen war, an seine Mutter: „Ich hatte erwartet, in Berlin einem echten und lebendigen Christentum zu begegnen. Ich habe mich getäuscht und komme nach Japan zurück, um Buddhist zu werden.“

Das berichtete der chinesische Theologe Doktor Sien Tjien Hing, der in Berlin als evangelischer Studentendpfarrer für die ausländischen Studierenden wirkt, als er unlängst vor einer internationalen Studentenkonferenz in Dänemark von der tiefen Enttäuschung vieler junger Christen aus Ostasien über das christliche Leben, dem sie bei ihrem Studium in Europa begegneten, sprach. Vor allem vermißten diese ostasiatischen Studenten im Westen die aktive Mitarbeit der Gemeindeglieder, und sie seien erschrocken über die geringe Auswirkung der Zehn Gebote im Alltag.

Hoffentlich denkt nun niemand, der das hier liest: „Ja, die Evangelischen!“ Das wäre ein verhängnisvoller Pharisäismus. Wir geben das hier wieder, damit ein jeder — der Schreiber an erster Stelle — sich bewußt werde oder ständig bewußt bleibe, welche persönliche Verantwortung die Anwesenheit so vieler junger Asiaten und Afrikaner, getaufter wie ungetaufter, jedem Christen auferlegt.

(Der Volksbote, Innsbruck)

Matriculanten!

Werdet Mitglieder
der Südtiroler
Hochschülerschaft!

WERT DER MUTTERSPRACHE

Fortsetzung von Seite 3

innere Gesetzmäßigkeit, der Bau, die Harmonie litten. Das Ergebnis ist ein Sprachbastard, eine Mißgeburt. Man verlernt die eigene reine Sprache, ohne die reine fremde Sprache richtig zu erlernen. Man wird hüben und drüben zum Gespött.

Gutes, reines Deutsch zu sprechen, besonders sorgfältige Pflege darauf zu verwenden, ist gerade im Grenzgebiet doppelt geboten und das Beispiel etwa der Französisch-Schweizer zeigt, daß es durchaus möglich ist. Das ist kein Hochmut, keine antieuropäische Abschließung, das gibt nur der eigenen Sprache und dem eigenen Volkstum dasselbe Recht, das es fremder Sprache und fremdem Volkstum zubilligt.

Ueber die Gefahren der Sprachmischung hat der schweizerische Sprachgelehrte Prof. Dr. J. Jud in einem dem kleinen Rat des Kantons Graubünden unterbreiteten Gutachten über das Rätoromanische Grundlegendes gesagt:

„Der langsame Niedergang der den vitalen Bedürfnissen einer Dorfgemeinschaft genau angepaßten Haussprache, die gewissermaßen alle früheren Generationen mit der heutigen durch die älteste lebende Generation hindurch, aufs engste verbindet, führt zunächst zu einem sprachlichen Chaos, dessen Opfer die jüngste Generation ist. Denn die Kinder erlernen bei den Eltern, die noch romanisch reden, aber muttersprachlich kapitulieren, ein Kauderwelsch, eine derart verfilzte Mischsprache, daß im deutschen Klassenunterricht nicht einmal ein deutschsprachiger Lehrer mehr den sprachlichen Wirrwarr zu regulieren vermag. Das wundert uns nicht; das sprachliche Fundament, das während der ersten Kinderjahre im Kreise der Eltern und Geschwister gelegt werden muß, wird beim sprachlichen Versagen des Elternhauses überall brüchig, da ja den romanischen Eltern jeder sichere sprachliche Instinkt im Deutschen abgeht. Man kann sich das sprachliche Unvermögen für die im Dorf verbleibende Bevölkerung, die in einem Mischidiom führerlos hin und her pendelt, gar nicht schlimm genug vorstellen: die Menschen fühlen sich in ihrem ganzen Leben ausdrucksmäßig nirgends beheimatet, verfügen über keine muttersprachlichen Reserven. Eine solche Jahrzehnte dauernde sprachliche Doppelführung des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks innerhalb einer Dorfgemeinschaft, die ihr angestammtes Idiom im Stiche läßt, darf der kommenden Generation in der gesamten Rätoromania auf keinen Fall zugemutet werden, sofern man nicht die ökonomischen Aufstiegsmöglichkeiten und die Einordnung der jungen Romanen in den bündnerischen und schweizerischen Lebensraum dauernd und schwer gefährden will.“

Zum Sprachgut eines Volkes gehören auch die Eigennamen, seien es Personen- oder Ortsnamen. Sie nehmen aber eine Sonderstellung ein. Das Wort „Eigennamen“ drückt es richtig aus: sie sind der Person oder Sache, die sie bezeichnen, eigen.

Der Einwand, daß unter den Eigennamen (Personen- wie Orts- und Flurnamen) auch solche mit fremder Wurzel sind, übersieht, einmal daß der Großteil des Namensschatzes der Muttersprache entstammt, zum andern daß die Namen fremder Wurzel vielfach in Wortbildung, Lautgebung und Schreibweise in einem weitzurückreichenden Prozeß der eigenen Sprache einverleibt und damit ihr Besitz wurden.

Jedenfalls besteht ein Recht auf den Gebrauch des Namens, wie er sich nun einmal gebildet hat, und zwar auf den Gebrauch ausschließlich dieser Namensform. Sie willkürlich zu verändern, durch Neubildungen zu ersetzen oder auch solche nur dem echten Namen beizusetzen, verletzt das Recht eines Volkes auf den Gebrauch seiner Sprache und ist ein Eingriff in seine kulturelle Entwicklung und bei Personennamen überdies ein Eingriff in das Recht der Persönlichkeit.

Das gilt auch für die Vornamen. Ein Kind, das die Eltern oder Erziehungsberechtigten „Franz“ heißen, heißt nur so und nicht anders. Genauso führt ein Ort, eine Flur, ein Berg und ein Fluß nur den Namen, den ihm die einheimische Bevölkerung beigelegt hat.

Es gehört zu den unveräußerlichen Rechten eines Volkes, Menschen und Gegenstände seines Lebenskreises zu benennen. Es ist ein wesentlicher Ausfluß seines Rechtes auf Selbstbestimmung. Es schafft sich damit seine Welt. Für das Heimatgefühl, für das Zuhause- und Geborgensein ist vor allem die Namensgebung von Ort und Flur von ausschlaggebender Bedeutung. Im höchsten Grad gilt dies vom Eigennamen eines Volkes oder einer Volksgruppe selbst wie vom Namen ihres Siedlungsgebietes, dem Landesnamen.

Nehmen wir nunmehr das Hauptthema, die Bedeutung der Muttersprache, wieder auf! Uebersetzungen bleiben unzulänglicher Ersatz; den Dichtungen in fremder Sprache kann man durch noch so sorgfältige Uebersetzungen nur mit Maßen beikommen. Gibt es aber nicht einen direkten Weg, sie sich zu eigen zu machen — den, die fremde Sprache zu lernen?

Sicher ist es nützlich und mehr als nur nützlich, Fremdsprachen zu beherrschen. Der Mensch erfährt dadurch eine Bereicherung; eine neue Welt tut sich ihm auf und er empfindet es. Allein was heißt, eine Sprache beherrschen? Die Marke „si parla italiano, on parle français, english spoken“ bedeutet dies, wir wissen das alle, noch lange nicht! Eine mangelhafte Kenntnis der Fremdsprache senkt den sie Gebrauchenden auf ein Niveau, das gerade für den Gebildeten peinlich ist. Es fehlen ihm dann in der fremden Sprache die feineren Mittel, um seine Gedanken angemessen wiederzugeben. Die oberflächliche Kenntnis einer Sprache, wie sie zu notdürftiger Verständigung ausreicht und sich mehr mechanisch aneignen läßt, genügt dazu nicht. Nur wer ein starkes Sprachgefühl hat, wer in den Bau einer Sprache eingedrungen ist, kann sie beherrschen und gerade er wird erst erkennen, wie weit er von vollkommener Beherrschung — gleich

der seiner Muttersprache — immer noch entfernt ist.

Nur wenige werden in einer fremden Sprache ihre feinste Ausdrucksweise voll auskosten können. Das lyrische Gedicht wie der Witz sind dafür Prüfsteine.

Jemand, der die Fremdsprache gründlich beherrscht, hat nun freilich Zugang zu ihrer Literatur. Die meisten einer Fremdsprache mehr oder minder Kundigen kommen jedoch über das Uebersetzen nicht hinaus, wobei sie einem guten Uebersetzer regelmäßig unterlegen sind und leicht Fehler machen. Erst wer nicht mehr — auch nicht unbewußt für sich! — übersetzen muß, sondern in der Fremdsprache mitdenkt und mitfühlt, kann fremde Literatur direkt ohne störendes Medium aufnehmen. Dazu wird immer nur eine ganz kleine Zahl von Menschen imstande sein und diese kaum in mehreren Fremdsprachen.

Man wird Gegenfälle anführen.

Da sind einmal die Fälle, in denen Menschen, aus welchen Gründen immer, ihres Vaterlandes verlustig gehen, sich die Sprache ihrer neuen Heimat völlig aneignen, ja ihre Muttersprache fast verlernen. Sie sind in den letzten Jahrzehnten leider sehr häufig geworden. Das ändert aber nichts daran, daß es abnorme Fälle sind und daß der Verlust von Heimat und Muttersprache, die Entwurzelung, einen tiefen und gefährlichen Eingriff in die Persönlichkeit darstellt.

Da gibt es Menschen und Volksgruppen in mehrsprachigen Staaten oder nahe der Sprachgrenze oder in gemischtsprachigen Gegenden, die sich in zwei oder mehreren Sprachen gleich gut auszudrücken wissen, so daß sich für andere nicht sagen läßt, welches ihre Muttersprache ist; vielleicht gelegentlich nicht einmal für sie selbst. Sie erscheinen in einer Hinsicht beneidenswert; was andere mühsam und unvollkommen erlernen müssen, wird ihnen in Vollkommenheit als Geschenk in die Wiege gelegt oder eignen sie sich in den einprägsamen Kinderjahren spielend an.

Oft wird das als erstrebenswertes Ziel hingestellt; alle oder möglichst viele sollten doppelsprachig sein. Die nationalen Gegensätze würden sich dadurch abschleifen, noch besser gar nicht aufkommen und der Friede zwischen den Völkern wäre hergestellt. In diesem Sinn werden nationale Mischehen propagiert oder doch jeder, der es wagt, gegen solche Ehen Bedenken anzumelden, als unverbesserlicher Nationalist gebrandmarkt.

Im gleichen Sinne wird die zweisprachige Schule für Misch- und Randgebiete vertreten, und es wird gelegentlich als überholtes nationalistisches Denken hingestellt und angekreidet, wenn eine Minderheit auf Sprachreinheit dringt und fordert, daß ihre Kinder den Unterricht in der Muttersprache allein erteilt erhalten, unbeschadet dessen, daß sie in späteren Schuljahren auch die andere Landessprache lernen.

Wir müssen uns damit ernstlich auseinandersetzen, steht doch dahinter das größere Problem: Reinheit des Volkstums oder Mischung, Erhaltung oder Aufgeben der nationalen Individualität

Fortsetzung auf Seite 10

Leichtathletikmeisterschaften der Südtiroler Hochschülerschaft



Laufen
im
Regen

Foto R. Drescher

Meran, 20. September 1960. — Bei äußerst ungünstigen Wetterverhältnissen trafen sich heuer die Leichtathleten in Meran zu ihrer Meisterschaft. Alle Wettkämpfe wurden unter strömendem Regen und bei denkbar schlechten

Bodenverhältnissen, — die Bahnen standen teilweise unter Wasser — ausgetragen. Trotzdem sind die Leistungen als gut zu bezeichnen. Besonders hervorzuheben sind die 1,70 m im Hochsprung von Othmar Market. Die Kampf-

richter vom Meraner Sportklub meinen, in Market ein Hochsprungtalent entdeckt zu haben und glauben, daß er bei gezieltem Training auch Höhen von 1,80 bis 1,90 m erreichen kann.

Wir wollen allen Kollegen für ihr faibles und sportliches Mitun besonders herzlich danken. Sehr vielen Dank sagen wir den Funktionären des Meraner Sportklubs, insbesondere dem Leiter Eduard Köcher und den Kampfrichtern unter Führung von Sportlehrer Bert Rohrer, für die reibungslose Durchführung des Wettkampfes.

Die Ergebnisse sind:

100 Meter Endlauf:

1. Peter Lorenzi	12,1
2. Alois Hafner	12,2
3. Bruno Laner	12,4
4. Othmar Market	12,4

Hochsprung:

1. Othmar Market	1,70 m
2. Alois Hafner	1,50 m

1500-Meter-Lauf

1. Roland Mailänder	5.10,9
2. Hermann Sölva	5.12,3
3. Manfred Alber	5.14,1
4. Robert Tappeiner	5.15,9

Speerwurf:

1. Johann Götsch	28.46 m
2. Alfred Wallnöfer	28.26 m
3. Walter Senoner	27.00 m
4. Konrad Springeth	25.90 m

Kugelstoßen:

1. Rudolf Rimbl	11.78 m
2. Konrad Springeth	10.36 m
3. Othmar Market	10.13 m
4. Johann Götsch	10.13 m

Weitsprung:

1. Rudolf Rimbl	6.16 m
2. Burghart Pohl	6.04 m
3. Dietmar Pohl	5.91 m
4. Kuno Seyr	5.60 m

400-Meter-Lauf:

1. Burghart Pohl	55,5
2. Peter Lorenzi	58,0
3. Dietmar Pohl	59,4
4. Johann Götsch	61,5

4 x 100-Meter-Stafette:

1. Alber, Kuzzetti, Laner, Pohl	50,5
2. Pohl D., Market, Kaibitsch, Lorenzi	50,6
3. Hafner, Zingerle, Hofer, Rimbl	52,8

DER VORSTAND DER SÜDTIROLER HOCHSCHÜLERSCHAFT

beruft die ordentliche

Vollversammlung

nach Bozen ein. Sie findet im Lehrlingsheim in der Kapuzinergasse 26 (Nähe Rom-Kino) am Sonntag, den 18. Dezember 1960 mit Beginn um 9 Uhr c. t. statt und hat folgende

Tagesordnung:

1. Begrüßung und Wahl des Vorsitzenden;
2. Rechenschaftsbericht und Entlastung des Vorstandes;
3. Wahl des Vorstandes;
4. Wahl des Aufsichtsrates;
5. Aussprache und Allfälliges.

Eingeladen sind alle Mitglieder der Südtiroler Hochschülerschaft und der Vorstand erwartet sich, auch wegen der Wichtigkeit der Versammlung, eine zahlreiche Beteiligung. Es ist in Aussicht genommen, einen gemeinsamen Mittagstisch zu bestellen.

Vorschläge zur Erweiterung der Tagesordnung müssen bis spätestens 10 Tage vor der Vollversammlung eingebracht werden.

Am Nachmittag findet die Preisverteilung im Artikel- und Photowettbewerb statt. Es ist unerlässlich, daß die Teilnehmer an den Wettbewerben auch anwesend sind, um selbst die Preise in Empfang zu nehmen und zu quittieren.

Gleichzeitig findet auch der Sängerwettstreit um den Wanderpokal und die gestifteten Sachpreise statt.

DER VORSTAND

WERT DER MUTTERSPRACHE

Fortsetzung von Seite 8

ten, Aufgaben, damit sich aus der Mischung — hoffentlich! — eine neue Individualität bilde.

Gegen die zweisprachige Schule haben schon die Pädagogen ernste Bedenken angemeldet. Das Kind werde verwirrt durch das doppelte sprachliche Medium; die stoffliche Schwierigkeit der einzelnen Fächer werde erhöht; die Unterrichtszeit reiche nicht aus; es bestehe die Gefahr, daß das Kind zuletzt keine der beiden Sprachen wirklich gründlich beherrsche. Dabei ist noch nicht berücksichtigt, daß der Uebergang von der Mundart zur Schriftsprache ohnehin Probleme genug bietet, und — ich wiederhole — die Mundart ist die Wurzel, aus der die Sprache wächst!

Diese pädagogischen Bedenken zeigen nur an, was im tiefsten klar sein soll: wie es nur eine Mutter gibt, gibt es nur eine Muttersprache.

Die politischen Vorteile, die man sich verspricht, halte ich für mehr als fraglich. Erfahrungsgemäß schleifen sich die nationalen Gegensätze in Grenz- und Mischgebieten durchaus nicht immer ab. Es zeigt sich vielmehr, daß Menschen, in denen sich verschiedene Volkselemente mischen, sich — oft nicht ohne Willkür — für eines entscheiden und zu um entschiedenere Vertreter der erwählten Nationalität werden, als sie in sich selbst die Einflüsse des andern Volkstums zu unterdrücken bemüht sind.

Aber auch sonst ist die ständige nahe Berührung, wie sie in Mischgebieten oder an Volkstumsgrenzen unvermeidlich ist, oft dazu angetan, die bestehenden Unterschiede besonders fühlbar zu machen und wenn man Wesensverschiedenes um jeden Preis zusammenspannen will, kann das — schon gar in der Jugendziehung — gerade das Gegenteil vom Erstrebt bewirken.

Im allgemeinen pflegt der nationale Binnenländer nationale Fragen ruhiger und abgeklärter zu beurteilen als der Grenzländer. Und im sicheren Bewußtsein der unvermischten eigenen Art wird man fremder Art verständnisvoller und duldsamer gegenüberreten.

Schließlich führt die Doppelsprachigkeit leicht zu einem ungunstigen Sprachmischmasch, das — wie oben erwähnt — keine Bereicherung sondern Verarmung bedeutet, denn dadurch entsteht so wenig eine neue Sprache wie eine bloße Vermischung von Stoffen einen neuen Stoff erzeugt.

Genauso vermag ein Völkermischmasch noch lange nicht eine neue Nation hervorzubringen; eher verderbt es die sich mischenden. Führt man das Beispiel der USA ins Treffen, so läßt man außer acht, welche maßgebenden Einflüsse dort wirksam waren: dort wurde Neuland besiedelt, Europa ist altbesiedeltes Land; dort wollten die Einwanderer, wie sie als Einzelne oder in Gruppen ins Land kamen, unter neuen Verhältnissen ein neues Leben beginnen und sich eingliedern; hier handelt es sich um altansässige Völker von ausgeprägter Eigenart in festen Siedlungsgebieten; dort ein starkes Ueberwiegen des angelsächsischen Ele-

ments, vor allem in den maßgeblichen Zeiten der ersten Besiedlung, hier mehrere annähernd gleich starke Nationalitäten, von denen jede sich gegen ein Aufgehen in der andern sträubt. Und obwohl in den USA für eine Volkswerdung die Voraussetzungen besonders günstig waren, sind die nationalen Unterschiede bis heute nicht verschwunden, ja es sieht in letzter Zeit so aus, als ob sie sich wieder stärker geltend machten.

Will man also nicht gefährliche Experimente machen, so wird man bei der Formung Europas die Individualitäten der europäischen Völker und Volksgruppen nicht antasten dürfen, sondern sorgfältig bewahren müssen. Das folgt schon aus dem Grundsatz der Erhaltung des Individuums, zu dem sich unsere Weltanschauung und Gesellschaftsordnung bekennt. So wie wir das Individuum, hier die Einzelmenschen vor dem Staat in Schutz nehmen, der sich aus ihnen zusammensetzt, müssen wir gegenüber dem übergeordneten Gebilde eines Vereinten Europas Individuen in Schutz nehmen, die es bilden, und das sind die Staats- und Volksindividualitäten. Uebersehen wir nicht, daß der Einzelne einen starken Halt in seinem Volkstum hat. Mit einer atomisierten, dieses Haftes beraubten Masse, würden wir in Europa einen Nährboden für den Kommunismus schaffen.

Auch die Schweiz, im Kleinen ein Vorbild für das, was wir in Europa zu verwirklichen streben, sucht ihre Nationalitäten rein zu erhalten. Ich führe die Begründung an, die Professor Bezola gibt: „Wie kommt es, daß ein Staat (gemeint ist die Schweiz) für seine sprachlichen Minderheiten als Maxime nicht nur die gleichen Rechte wie für die anderen Bürger anerkennt, sondern daß dieser gleiche Staat sich anschickt, diese Rechte vor der Bedrohung durch die Mehrheit zu schützen? Die Antwort lautet: Die Schweizer wissen nunmehr, daß die Erhaltung ihrer vier Sprachen einer wahren und echten politischen Ueberlegung entspricht. Und diese Ueberzeugung der deutschschweizerischen Mehrheit nährt sich aus dem echt schweizerischen Geist, der die wechselnden Aspekte und eine lebendige Polarität sowohl in der Landschaft wie in der menschlichen Sphäre verlangt. Es wäre eine schreckliche Vorstellung für jeden Deutschschweizer, morgen in Lausanne und in Genf deutsch sprechen zu hören.“

So hat uns die Bedeutung der Sprache (und das liegt nur im Wesen der Sache) zur Bedeutung des Volkstums überhaupt und für die richtige europäische Konzeption insbesondere geführt.

Wir haben uns — am Schluß — noch mit jener Anschauung auseinanderzusetzen, die der Sprache für das Volkstum keine zentrale, entscheidende Bedeutung zubilligt. Einheit der Sprache müsse nicht nationale Einheit bedeuten, Verschiedenheit der Sprache nationale Einheit nicht ausschließen. In England und in den USA z. B. spreche man dieselbe Sprache und doch seien es verschiedene Völker; dasselbe gelte für Deutsche, Oesterreicher und alemannische Schweizer. Umgekehrt bil-

deten z. B. die Schweizer ein Volk mit vier Sprachen. Für das Volkstum sei eben die Sprache nicht allein ausschlaggebend, gemeinsame Geschichte, gemeinsame Kultur seien ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger.

Man pflegt allgemein zu sagen, daß Ausnahmen die Regel bestätigen. Die genannten und andere für die obige Anschauung angeführte Fälle bilden aber zweifellos die Ausnahme, während zumeist die Sprachgemeinschaft auch zu gemeinsamer Kultur und Geschichte geführt hat, so daß Sprache und Volkstum in der Regel eins sind.

Wir können einen unverdächtigen Zeugen für die verbindende Kraft der Sprache anführen: Winston Churchill hat sein großes Geschichtswerk betitelt: „Geschichte der englischsprachigen Völker“. Richtig, er spricht von Völkern; allein erhält es für geboten, eine gemeinsame Geschichte dieser Völker zu schreiben in der Erkenntnis, daß mehr Gemeinsames als Trennendes gegeben ist und er hat recht damit. Die gemeinsame Sprache zeigt gemeinsame Wurzel, gemeinsames Volkstum an, auch wenn sich später der Stamm in eine mächtige Krone verzweigt hat.

Hätte eine Geschichte der deutschsprachigen Völker nicht ebensolche Berechtigung?

Die Wechselwirkung von Sprache und Volkstum ergibt sich noch aus Folgendem. Wenn eine Volks- und Sprachgemeinschaft durch die geschichtliche Entwicklung bedingt, sich aufgliedert und aus einem Volke mehrere sich bilden, die Sprache zunächst aber gemeinsam bleibt, so ist das im Laufe der Zeit nicht ohne Rückwirkungen auf die Sprache. Auch sie beginnt sich zu sondern, sei es in der Lautgebung, sei es im Wortschatz, sei es im Satzbau. Ansätze dafür zeigen sich sowohl im amerikanischen Englisch gegenüber dem Englisch des Mutterlandes wie in der österreichischen Rede- und Schreibweise gegenüber der deutschen, ja die alemannische Schweiz versucht, ihre Mundart zur Schriftsprache zu erheben, wobei man über den Wert dieses Versuches geteilter Meinung sein kann. Solche Prozesse gehen jedoch sehr langsam und allmählich vor sich und man kann noch lange nicht von eigenen Sprachen reden, weil das Gemeinsame weit überwiegt.

Hüten wir uns vor Extremen! Gerade deshalb sollte man nicht leugnen noch unterdrücken, daß die Verbindung von Sprache und Volkstum das Natürliche, der Ausgangspunkt ist. Unter besonderen Umständen kann es zur Trennung kommen. Allein auch dann bedeutet die gemeinsame Sprache ein starkes Band, zeigt die kulturelle Gemeinsamkeit an, fördert sie und dazu kommt noch die gemeinsame Wurzel und ein kürzerer oder längerer Weg gemeinsamer Geschichte.

Ich fasse die Postulate, zu denen wir gelangt sind, kurz zusammen:

Reinheit und Pflege der Sprache, unbeschadet der Kenntnis fremder Sprachen;

Reinheit und Pflege des Volkstums, unbeschadet der Achtung vor fremdem Volkstum.

Erhaltung der nationalen Individualitäten.

Ein vermischtes Europa — nein. Ein geeintes Europa — ja!

Adressen der Verbindungsmänner und Kassiere

Bologna: Verbindungsmann und Kassier: Carl bar. Eyrl, Bozen, Runkelsteinerstr. 20.

Bonn: noch nicht bekannt.

Florenz: Verbindungsmann: Theo Ebner, Florenz, Via dei Fossi Nr. 4, c/o Vonnozzi.
Kassier: Herbert Zagler, Florenz, Via dei Fossi 4, c/o Vonnozzi.

Freiburg: noch nicht bekannt.

Graz: Verbindungsmann: Hans Torggler, Graz, Bergmannsgasse 28.
Kassier: Salfner Hans, Graz, Bergmannstraße 28.
Bude: Graz, Prokopigasse 1.

Innsbruck: Verbindungsmann Klaus Gruber, Innsbruck, Mühlau, Deutsches Heim 14, c/o Dobin.
Kassier: Josef Jocher, Innarin 50/a.
Bude: Innsbruck, Rennweg 12/e.

Mailand: Verbindungsmann: Erhard Steger, Mailand, Via Bertacchi Nr. 2, c/o Lupi.
Kassier: Robert Pattis, Mailand, Via Necchi 5.

München: Verbindungsmann: Karl Trojer, München 13, alsbellastr. 43, c/o Lenhart.

Kassier: Peter Wunderlich, München 22, Veterinärstr. 8, c/o Wiedenhofen.

Padua: Verbindungsmann: Robert Tappeiner, Padua, Via Marzolo Nr. 6.
Kassier: Erwin Walcher, Padua, Via Ezzelino il Balbo 8.
Bude: Via Dottori 4.

Rom: Verbindungsmann und Kassier: Hansjörg Schwienbacher, Via Nomentana 421.

Wien: Verbindungsmann: Hansjörg Kucera, Wien I, Judeng. 11/II/III/12.
Kassier: Klauspeter Heiß, Wien I, Führichgasse 10.
Bude: Wien I, Führichgasse 10.

PHOTOWETTBEWERB

Wir machen unsere Kollegen darauf aufmerksam, daß die Südtiroler Hochschülerschaft in der Mainnummer des Fahrenden Skolasten einen Photowettbewerb mit freiem Thema ausgeschrieben hat. — Einreichetermin: 15. Dezember 1960.

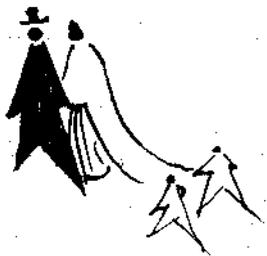
Wenn die Eltern und Angehörigen den Fahrenden Skolasten den Studenten ins Ausland nachschicken, dann mögen sie die vorgeschriebene Frankierung vornehmen (15 Lire je 50 Gramm Drucksache), um eine Rücksendung an die Südtiroler Hochschülerschaft zu vermeiden.

fach fortgerissen von der Wucht seiner Gedanken), wie er in seiner Linken die Schultasche schwingt und irgend etwas vor sich hinmemoriert. Wenn man genau hinhört, kann man eine Kantate von Bach oder ein „carmen buranum“ erkennen. Plötzlich bleibt er stehen und fährt sich mit der Rechten durchs blonde Haar. Dann reibt er sich mit dem Zeigefinger den rechten Nasenflügel, verzieht das Gesicht unter der Anstrengung seiner grauen Zellen... Plötzlich macht er einen Sprung nach vorn: Der Paragraph oder die Melodie, die er so angestrengt gesucht hatte, sind ihm eingefallen. Was Wunder, daß der Herr Professor (nur beruflich „ex“) — überwältigt von den Aufregungen der Hochzeit — von der Reise in die Flitterwochen zurücktelegraphierte: „Braut vergessen, bitte nachsenden.“ Doch



scheint maßgeblichem Urteil zufolge die junge Frau genügend Energie und Temperament zu besitzen, ihrem Herrn Gemahl den Kopf ein wenig festerzuschrauben.

Aber nun genug der beileibe nicht böse gemeinten Uebertreibungen. Wir wünschen unserem Kollegen und seiner lieben Frau viele schöne Stunden glücklichen Beisammenseins, ein Leben voller Musik und — daß sich bald ein junger, gesunder Seberich mit der Hand durchs blonde Haar fährt und sich mit dem Zeigefinger das Näschen reibt.



Am 3. Oktober traute Hochw. Dr. Fritz Ebner in der alten Pfarrkirche zu Gries Dr. Rainer Seberich und Stud. Ass. Eva Terberger.

*

Er hat „ja“ gesagt. Ohne das geringste Zaudern, ohne die leiseste Furcht in seiner Stimme. Er hatte sich's überlegt und er hatte sich entschlossen. Und nun hat er durch dieses „Ja“ das Glück in Form einer Frau Dr. Seberich an sich geschmiedet.

Wer kennt ihn nicht, unseren Kollegen Dr. phil. Rainer Seberich, eine der wichtigsten (weitaus zweitwichtigsten — Anm. des verantw. Red. —) Per-

sönlichkeiten der Südtiroler Hochschülerschaft, der RAI und des Schulamtes. In unserer Hochschülerorganisation hat er eine (fast) märchenhafte Karriere hinter sich: Er war Gründungsmitglied, Vizepräsident, Vorstandsmitglied, Schriftleiter und (heute noch) verantwortlicher Redakteur des Fahrenden Skolasten und Sachberater in Fragen der Studientitelanerkennung.

Wer kennt ihn nicht, unseren lieben Rainer, wie er durch die Straßen geht, wie er, in Gedanken versunken, nie geradeaus, sondern von einem Gehsteig zum anderen strebt (auch ohne den geringsten alkoholischen Mißbrauch, ein-

Dipl. Ingenieur (Maschinenbau)

FÜR ARBEITSPLANUNG

von großem Südtiroler Betrieb gesucht

Benn - Phänotyp dieser Stunde

Fortsetzung von Seite 2

geschichte ein direktes Kausalverhältnis zu konstruieren, ist erklärbar nur aus der Macht weltanschaulicher Vorurteile, die auch das Unglaubliche glaubhaft erscheinen lassen, wenn es ihnen entspricht.“

Bemerkenswert sind auch die Hinweise auf Benns zwiespältiges Verhältnis zur modernen Zivilisation. Auch hier sei es erlaubt, eine Stelle zu zitieren: „...Bei allem Ekel, allem Haß, den die Banalisierung des Lebens in ihm erregt, bei aller düsteren Erwartung des Endes ist er zugleich fasziniert von den Reizen der Modernität. Er verachtet die Presse, ist aber ein leidenschaftlicher Zeitungsleser, er polemisiert gegen die modernen Naturwissenschaften, ist aber stets ihren neuesten Ergebnissen und Methoden auf der Spur, er verhöhnt den gesellschaftlichen Betrieb, sammelt aber begierig alle Details. Mit diesem Material werden Lyrik und Prosa versetzt...“ (S. 109). Das leidenschaftliche ästhetische Credo an den Wert der Form verträgt sich bei Benn ohne weiteres mit dem Versuch, „den verrotten Worttramsch aus Wissenschaft, Journalismus und Reklame“ in die Dichtung einzulassen. Die Kunst müsse nämlich heute, so meint der revolutionäre Lyriker, vor allem das Signum unserer Epoche tragen, eben dieser unserer fraglichen Welt der Technik und Zivilisation. Die Maler könnten nicht mehr „mit dem Heiligengold der Madonnenbilder“ und die Dichter nicht mehr „mit der Pfingstbrunst von Paul Gerhardt“ weitermachen (Probleme der Lyrik, 1951). Und dann staunen wir wieder, wenn derselbe zynisch-kompromißlose Skeptiker der Tradition das Wort spricht und sich für die Welt der Innerlichkeit, für die Askese, für die „Schwarzen Kutten“ entscheidet. Denn genau in diesem Sinne äußert sich in beinahe mahndend-prophetischem Tone der späte Benn in einem Brief an die Zeitschrift „Merkur“ vom Juli 1948: „Das kommende Jahrhundert wird die Männerwelt in einen Zwang nehmen, vor eine Entscheidung stellen, vor der es kein Ausweichen und keine Emigration gibt, es wird nur noch zwei Typen, zwei Konstitutionen, zwei Reaktionsformen zulassen: diejenigen, die handeln und hochwollen, und diejenigen, die schweigend die Verwandlung erwarten, die Geschichtlichen und die Tiefen, Verbrecher und Mönche — und ich plädiere für die Schwarzen Kutten.“ Es sei hier noch die Bemerkung angefügt, daß Wellershoff überhaupt in seiner Darstellung — vielleicht mit apologetischer Absicht — die Ansicht vertritt, daß es vor allem der späte Benn ist, der heute unsere volle Aufmerksamkeit verdient.

Trotz des unleugbar Neuen, das in mancher Hinsicht im Werke dieses ekstatischen Lyrikers aufscheint — W. Muschg prägt dafür die Formulierung „Cocktail aus Lyrik und Wissenschaft“ —, drängt sich einem bei der Lektüre der Studie von Wellershoff nicht selten die Frage auf: Ist Benns Originalität wirklich so groß und ursprünglich, als man gemeinhin (selbst unter Fachleuten) annimmt? Hatte nicht

schon Novalis die Bedeutung der Assoziation und des Traumes in seinem „Fragment über absolute Poesie“ hervorgehoben und von Gedichten gesprochen, die „wie lauter Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen“ sein müßten? Man braucht dabei die Namen der späteren Trancelyriker — Verlain, Rimbaud, Trakl — gar nicht eigens zu nennen. Und was nun den Denker Benn betrifft: Kennen wir nicht schon seit Protagoras und den Sophisten die Ansichten und radikalen Fragestellungen, die zur extremen Skepsis, ja zum Nihilismus führten? Kaum weniger wendig und versiert als der Berliner Dichter-Arzt des 20. Jahrhunderts haben Skeptiker wie Ainesidemos aus Knosos (1. Jahrhundert v. Chr.) oder Sextus Empiricus (um 200 n. Chr.) den Satz „Alles ist relativ“ vertreten und mit immer neuen Argumentationen verteidigt. Viele Spätere waren ihre gelehrigen Schüler und Anhänger, so vor allem Nietzsche, als dessen Fortsetzer und Exegeten Benn sich selbst sieht und versteht.

Die Flucht in den Glauben an den Wert der Form ist ebenfalls nicht so neu, wie Benn selbst es wahrhaben möchte, wobei außerdem auf den sehr sonderbaren Formbegriff des vielgerühmten Lyrikers hingewiesen werden muß: das Dissonante, Uneinheitliche, Bruchhige („Die Dinge zersprengen. Die Bruchflächen funkeln lassen“); ja die betonte Formlosigkeit scheint ihm die der heutigen geistigen Situation entsprechende und gemäße Form zu sein. Muschg stellt in diesem Zusammenhang die nicht unberechtigte Frage: „... wie kommt Benn dazu, seine schmissigen Songs mit Statuen zu vergleichen? Sie stehen in einem schreienden Gegensatz zu seiner Lehre von der unzerstörbar gefügten Form, die man wohl einem Phidias oder Michelangelo glaubt, aber nicht einem, der Sätze wie diesen schreibt: „Es ist ein Irrtum, anzunehmen, der Mensch habe noch einen Inhalt oder müsse einen haben. Der Mensch hat Nahrungssorgen, Familiensorgen, Ehrgeiz, Neurosen, aber das ist kein Inhalt im metaphysischen Sinn.“ Muschg fügt hier, sich auf Früheres beziehend, den Satz hinzu: Trotzdem ist er der Ansicht, entweder sei der Mensch noch heute tief, oder er sei es nie gewesen. — Die Widersprüche sind bei Benn — wie man deutlich sieht — beinahe die Regel, genauso wie bei Nietzsche. Man ist eben vorsätzlich und aus Ver-

anlagung Sophist, Zyniker, Zerstörer. Die Haupt- und Grundansicht, die man mit der Entschiedenheit eines wahren Dogmatikers vertritt, kann man in einem Satze zusammenfassen: Alle Gewißheiten sind fraglich, sogar die der eigenen Identität, es gibt weder eine bindende Seinsordnung noch eine ihr entsprechende Denk- und Erkenntnisordnung. Es läßt sich kaum eine Weltanschauung denken, die betonter als diese in diametralem Gegensatz zur aristotelisch-thomistischen stünde, die die Jahrhunderte herauf für das christliche Abendland bindend war.

„Der nihilistische Künstler verrät sich im Wollen und Bevorzugen der zynischen Geschichte, der zynischen Natur.“ Dieser Satz steht in Nietzsches „Wille zur Macht“, Wellershoff zitiert ihn, er könnte bestens als Motto dem Buche vorangeschickt werden, denn er trifft die Geisteshaltung, aus der heraus Benn seine Lyrik, die unverwechselbar typischen Formulierungen seiner Essays geschrieben hat.

Was schließlich noch den Glauben an die Form betrifft — („Form nur ist Glaube und Tat, / die erst von Händen berührt, / doch dann den Händen entführten / Statuen bergen die Saat.“) — hat nicht gerade der oft als altmodisch gescholtene Schiller, großartiger und weitatmiger als Benn, in dem Gedicht „Das Ideal und das Leben“ formuliert:

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts
gesprungen

Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Und Form war für Schiller, der für diesen Begriff die sinnlich-volleren Worte „Schönheit“, „Gestalt“ oder „Bild“ findet, nicht Ersatz für innere Leere, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit, für eine verneinend-zersetzende Lebenshaltung, der nicht mehr das große gläubige Ja der Menschen- und Gottesliebe gelingt. Sie verband sich bei ihm noch in zeitloser Gültigkeit mit den ebenbürtigen unantastbaren Idealen des Wahren und Guten. Wir werden deshalb aus verschiedenen Gründen Benns Werk — so typisch es für unsere Zeit ist — nicht vorbehaltlos anpreisen und in all seiner schwerwiegenden Problematik kritiklos hinnehmen dürfen. Vielleicht wird eine nicht allzuferne Zeit in diesem Autor den Repräsentanten einer Dekadenzepoche sehen, für die das Beiwort „alexandrinisch“ das passendste ist.

Hermann Eichbichler

Herausgeber: Südtiroler Hochschülerschaft, Redaktion: Konrad Neuliechdel, Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Rainer Seberich, Druck: Athesia, Bozen, Verwaltung: Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II. — Eintragung Tribunal Bozen R. St. 3/56, Dekret vom 18. Juni 1956. — Der Fahrende Skotast — Südtiroler Hochschülerzeitung.
